

Claudia Cardinal

Wir sehen uns

Neue Wege des Trauerns und Erinnerns

Walter

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Walter Verlag, Mannheim 2010 © Bibliographisches Institut GmbH,
Mannheim 2010
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: © plainpicture/Ingo Kukatz
Umschlaggestaltung: init . Büro für Gestaltung, Bielefeld
Abbildungen: S. 108: Miroslav Nevyjel, *Wunder kommt* © Inkognito, Berlin,
S. 222: © Martin Perscheid/Bulls Pressedienst, Frankfurt a. M.,
S. 196, 204: Quelle unbekannt, alle anderen Abbildungen:
© Claudia Cardinal
Printed in Germany
ISBN 978-3-530-50645-7

Inhalt

Einführende Worte	7
Auf der Suche nach Erinnerung	9
Abschied und Erinnerung im Wandel	32
Was stimmt nicht mehr in unserer Abschieds- und Erinnerungskultur?	56
Welche gesellschaftlichen Veränderungen brauchen wir in unserer Abschieds- und Erinnerungskultur?	74
Vom Feiern, von Ritualen und vom Segnen	95
Vom Brauchtum und dem Sinn darin	109
Private Abschieds- und Bestattungsfeiern mit Sinn	128
Privates Erinnern mit Sinn	148
Abschied und Erinnerung in der Pflege – Realität und Vision ..	169
Erinnerung und Abschied in Krankenhäusern – Realität und Entwicklung	187
Erinnerungen in der Öffentlichkeit – Realität	197
Erinnerungskultur in der Öffentlichkeit – eine Vision	205
Nachwort – Die Sterbeamtin/der Sterbegefährte	224
Anhang	230

Einführende Worte

Träume, die vom Himmel fallen, gehen in Realität auf; Realität, die vom Himmel fällt, sollte in Träumen aufgehen.

Hanspeter Rings

Kleinanzeige

In Ermangelung eines Textes, in welchen ich ihn sinnvoll einbauen könnte, melde ich hiermit die Urheberschaft für folgenden Aphorismus an: Das Gedächtnis ist ein Minenfeld in einem vergessenen Krieg und die Erinnerung ein spielendes Kind darauf.

Volker Surmann

Ich beschäftige mich seit vielen Jahrzehnten mit der Frage nach dem Sinn des Lebens. In meiner Kindheit und Jugendzeit fand ich nur wenige Antworten, die mich überzeugten. Ich war enttäuscht darüber, wenn meine Fragen mit Floskeln abgespeist wurden, was meist geschah. Als ich als Jugendliche die ersten Berichte über Nautoderlebnisse und deren Folgerungen für ein Dasein nach dem Leben las, dachte ich, das sei eine sehr schöne Theorie.

Erst als ich in meiner Umgebung schmerzliche Todesfälle erlebte, wurde der theoretische Gedanke über ein mögliches Dasein nach dem Tod zu einer konkreten Notwendigkeit der Auseinandersetzung und damit zu einer permanenten Suche: Wenn ich die Wucht des Abschieds und der Sehnsucht aushalten wollte, so musste ich mich jeder Frage, jedem Zweifel und jeder Möglichkeit stellen, mit meinen Lieben eine Beziehung unter völlig anderen Vorzeichen zu führen.

An vielen Stellen in diesem Buch werden Sie auf persönliche Wahrnehmungen von Menschen treffen, die um einen Verstorbenen trauern. Diese kleinen Preisgaben der Betroffenen, wann und wie sie den Vermissten begegnet sind, bezeichne ich schlicht als »seltsame Phänomene«. Diese können leicht als »Halluzinationen« abgetan werden. Doch mit diesem Begriff gehe ich vorsichtig um. Ebenso wie ich weiß, dass es nur sehr wenige objektive Realitäten (also Fakten) gibt, so weiß ich, dass es weder bei der Meinung zu Wetterlagen noch zu Speisen grundsätzliche Übereinstimmungen gibt. Deshalb lasse ich jede Realität und Wahrnehmung eines Menschen als seine persönliche Wahrnehmung und seine persönliche Wahrheit gelten. Es

ist erstaunlich, welche Erfahrungen wir in Gesprächen sammeln können, wenn wir diese Haltung einnehmen: Jede Form der Rechthaberei hört sofort auf und ein gemeinsamer Konsens kann erarbeitet werden. Und ich höre nicht auf, darüber zu staunen, wie viele Sichtweisen es zu einem einzelnen Phänomen geben kann.

Ich habe in vielen Jahrzehnten beobachtet und gesucht, welche Erinnerungen, welche Beziehungen und welche Formen des Gedenkens an unsere Toten wir pflegen. Bei dieser Nachforschung habe ich mit sehr vielen Menschen gesprochen und gemeinsam mit ihnen nach neuen Ideen gesucht, unsere Erinnerung wach zu halten.

Sie werden in diesem Buch wenig über die großen, geschichtlichen Umwälzungen finden. Es ist auch kein kulturgeschichtliches Werk, das in wissenschaftlicher Herangehensweise beschreibt, was früher und heute bei Todesfällen getan wurde. Es ist ein Buch, in dem die vielen Menschen, mit denen ich gesprochen habe, aus ihrer eigenen Sichtweise beschreiben, was sie tun, um sich an ihre Toten zu erinnern, welche Gedanken sie sich um den eigenen Tod und dem dazugehörigen Abschied machen und welche Ideen es gibt, diesen Abschied auch zu gestalten. Deshalb ist es auch persönlich geschrieben. Ich habe weder die Meinungen derer, mit denen ich gesprochen habe, noch meine eigene Haltung aus dem Zusammenhang herausgefiltert. Das war nicht mein Anliegen. Ich möchte – ganz im Gegenteil – Gespräche darüber anregen und fördern, was alles in unserer Abschiedskultur möglich ist und welche persönliche Haltung wir dazu einnehmen.

Niemand kann uns vorschreiben, auf welche Weise wir Abschiede gestalten sollten. Niemand kann uns vorschreiben, was wir zu denken haben, und niemand kann uns vorschreiben, wann wir zweifeln dürfen. Trauen Sie sich, Ihre eigene Haltung zu finden, trauen Sie sich, neue Ideen zu entwickeln, und nehmen Sie alles, was in diesem Buch steht, nur als Inspiration, viele neue Gedanken zusätzlich zu entwickeln. Sie können gestalten und Sie können handeln. Und seien Sie sicher, dass Sie an allem zweifeln dürfen.

Die Namen der Personen in diesem Buch wurden geändert.

Claudia Cardinal

Auf der Suche nach Erinnerung

Die Erinnerung ist ein Friedhof, der blüht.

Unbekannt

In meinem Herzen gibt es zwei Räume. Einer ist der Raum der Freude und der andere ist der Raum der Trauer. In welchen möchtest du lieber einziehen?

Elli Oberstenfeld

Wer sich selbst ein Denkmal setzt, dem braucht die Nachwelt keins zu errichten. Wer ein Denkmal braucht, verdient keins, und wer ein Denkmal verdient, braucht keins.

Aus den »Fliegenden Blättern«

Ich begeben mich auf die Suche nach Erinnerungen in meiner Umgebung. Der Alltag und die Öffentlichkeit zeigen mir, in welcher Art an Verstorbene gedacht wird. Ich finde: Gedenkstätten – Stolpersteine – Schweigeminuten – Friedhöfe – Totengedenktage – Totenspeise – Beerdigungsfeiern – Denkmale – Kreuze am Straßenrand – Todesanzeigen – Nachrufe – Trauerschmuck – Fotos und Briefe – Nachlass auf Flohmärkten – überliefertes Wissen – Gerüche – Orte der Erinnerung.

Mit Elsa begann die ganze Geschichte. Ich hatte sie auf einer Reise kennen gelernt und besuchte sie einige Male. Elsa lebte schon seit vielen Jahrzehnten in den USA. Sie war neunzig Jahre alt, als sie das erste Mal wieder nach Deutschland kam. Viele Jahre hatte sie jeden Gedanken an ihre ehemalige Heimat verdrängt und verbannt. Ihr erster Mann war in einem Konzentrationslager umgekommen. Genau an diese Stätte kamen wir nun gemeinsam zurück. Wir besuchten den letzten Aufenthaltsort des verstorbenen Mannes. Es war Juni, die Blumen blühten und die Sonne strahlte, als wir zu der KZ-Gedenkstätte kamen. Elsa war sehr ruhig, als sie sich alles ansah. Zum Schluss des Besuches sagte sie zu mir: »Ich kenne kein Volk, das die eigene, dunkle Geschichte so offen darstellt. Dreck am Stecken haben alle Regierungen und alle Völker. Ich bin sehr froh, dass ich gekommen bin, es beruhigt mein Herz, zu sehen, dass ihr Deutschen meinem Mann einen Platz gegeben habt.« Dann sah sie ein Blumenbeet vor der Anlage. Sie sagte abschließend: »Blühen diese Blumen hier nicht schön?«

Diese Geschichte hat mich tief berührt. Sie hat mein schlechtes Gewissen ein wenig besänftigt. Ich bin Deutsche und in Zeiten aufgewachsen, in denen es nicht unbedingt ratsam war, dies auch überall in der Welt zu erzählen. Die Geschichte Deutschlands ist ein Stück meiner eigenen Geschichte, denn die Generation vor mir – und damit auch meine Verwandten – haben das »Dritte Reich« miterlebt und mit gestaltet. Mir wurde klar, dass ihre Geschichte dadurch ein Stück meiner Geschichte ist. Elsa hat mir Mut gemacht, auch die guten Seiten an Deutschland zu entdecken und mich ein wenig mit meiner Herkunft zu versöhnen. Ich habe durch Elsa gesehen, dass Deutschland sich dafür einsetzt, zu eigenen Fehlern zu stehen. Ich spürte, dass ich bei Begegnungen mit Menschen aus anderen Kulturen nicht mehr verbergen musste, woher ich komme.

Kurze Zeit später treffe ich einen Freund und erzähle ihm diese Geschichte. Matthias ist Lehrer, und er hält im Gespräch dagegen: »KZ- Gedenkstätten gibt es viele. Jede deutsche Schule besucht diese im Klassenverband einmal, um den Schülern den Horror der Vergangenheit nahe zu bringen. Dabei erlebe ich immer wieder, dass Jugendliche fragen, ob denn kein echtes Blut mehr dort zu sehen sei. Ich glaube nicht, dass die Gesellschaft noch durch die Präsentation der Gedenkstätten berührbar ist. Und sieh doch mal: An jedem Gedenktag – und diese kehren jedes Jahr regelmäßig wieder – werden mit bitternsten Mienen Kränze an irgendwelchen Denkmälern niedergelegt und es wird immer wieder das Gleiche gesagt und geschrieben. Diese versteinerten, ritualisierten Gedenktage tragen doch eher zum Vergessen bei als zu einer lebendigen Erinnerungskultur. Ich merke selbst, dass ich davon kaum noch erreicht werden kann. Es wird alles immer hohler und ausdrucksloser. Es wird Zeit, dass wir endlich Neues entwickeln!«

Was Matthias sagt, gibt mir zu denken. Ich beginne immer mehr, in meinem Alltag und in der Umgebung, in der ich mich befinde, nach den Spuren der Erinnerung zu suchen.

Ich finde Zeichen der Erinnerung in Städten, auf öffentlichen Plätzen und ganz besonders in Privathaushalten. Selbst in kleinen Städten finde ich dann auch die »Stolpersteine« des Künstlers Gunther Demnig, die mich in meinem normalen Alltagseinkauf innehalten lassen und eine ganz andere Wichtigkeit in den Raum stellen. Diese Marken

aus Messing sind zwischen die Gehwegplatten der Fußwege gegenüber von Hauseingängen eingelassen. Darauf sind die Namen und Lebensdaten derer eingestanz, die in dem Haus wohnten, bevor sie von den Nazis deportiert wurden. Jedes Mal, wenn ich einen Stolperstein sehe, stelle ich mir vor, wie die Menschen wohl ausgesehen haben. Ich sehe einen inneren Film vor mir und ich frage mich, welche Ängste sie ausgestanden haben und ob Menschen in den anderen Häusern und Wohnungen die Gardinen zugezogen haben und vielleicht heimlich beobachtet haben, wie ihre Nachbarn abgeholt wurden.

Es gibt die Stolpersteine mittlerweile in mehr als 300 Orten in Deutschland, dazu in Österreich, in den Niederlanden und in Ungarn. Sie sind ein Zeichen dafür, dass viele Juden unter uns gewohnt haben und dass es wohl kaum ein Gebiet in Deutschland gibt, in dem nicht Menschen scheinbar klammheimlich verschwanden. Ich wundere mich, wie durch kleine und relativ unscheinbare Markierungen im Boden eine ganze Geschichte lebendig werden kann. Und ich freue mich darüber, dass das mitten in Einkaufsstraßen neben schreiend bunten Werbeplakaten möglich ist.

Mitten im Alltag erwischte mich – wie so viele andere Menschen auch – der 11. September 2001 mit den Anschlägen auf das World Trade Center in New York. Als ich die Bilder sah, dachte ich zunächst, es handle sich um einen Actionfilm aus Hollywood. Ebenso gebannt wie sprachlos hörte ich die Nachrichten von dieser Katastrophe. Ich sah und hörte alles, was geschehen war, mehrere Dutzend Male an diesem 11. September und traute dennoch meinen Augen nicht. Auch mehrfaches Ansehen änderte nichts an meinem Fassungsvermögen. Es dauerte Stunden, bis ich endlich innehielt und mir klar wurde, dass diese live übertragene »Show« furchtbare Realität war und das Ganze nur ein einziges Mal passiert war.

In der Folge beobachtete ich, wie im Fernsehen und Radio mit öffentlichen Schweigeminuten der Opfer gedacht wurde. Mich befiel Beklemmung, als ich die Bilder von diesen öffentlichen Ereignissen sah. In Schweigeminuten soll gemeinschaftlich und öffentlich den Opfern einer Katastrophe oder eines Unglücks gedacht und Trauer und Mitgefühl für die Opfer und die Trauernden bekundet werden.

Ich sah in den Bildern aber auch die Ohnmacht einer ganzen Gemeinschaft. Manchmal wird gesagt, Schweigeminuten seien wie eine Art stilles, nicht religiöses Gebet. Ich frage mich immer wieder, was sich in den Einzelnen abspielt, die an den Schweigeminuten teilnehmen. Mir drängt sich die Frage auf – ganz besonders, wenn es sich um einen nicht-religiösen Rahmen handelt –, ob die Teilnehmer sich in dieser Zeit ablenken, indem sie ihren Tagesablauf durchgehen, oder ob sie wieder und wieder vor ihrem inneren Auge verfolgen, wie sich Menschen aus den oberen Stockwerken in den Tod gestürzt haben. Mir scheint der Aufruf zur Schweigeminute eher wie eine öffentlich dargestellte, tief unglückliche und sprachlose Klage zu sein. Schweigeminuten haben für mich kein erkennbares Ziel. Umso erschütternder ist es, wenn nach diesen Minuten alle wieder bemüht sind, in ihren normalen Alltag einzutauchen, denn dieser Alltag hat außer Hoffnungslosigkeit keine bleibende Veränderung erfahren. Mir fällt auch auf, dass es außer im »Totenmonat« November – oder an gemeinschaftlichen wiederkehrenden Gedenktagen – kaum Zeiten im Jahr gibt, an denen unsere Toten in der Öffentlichkeit erwähnt werden oder einen Platz finden können.

Ich bin auf einem Spaziergang mit Martina und gehe mit ihr zum Grab ihres verstorbenen Vaters. Martina bat mich darum, sie an diesem Tag zu begleiten, denn sie will mir zeigen, wie sie das Grab des Vaters seit seinem Tod pflegt. Auf dem Stein, der für ihren Vater aufgestellt ist, stehen sein Name, sein Geburtsdatum und sein Sterbedatum. Mehr ist von ihm nicht übrig. Es ist, wie an vielen Novembertagen, grau, und der feine und stetige Nieselregen durchfeuchtet alles. Martina rückt einige Tannenzweige zurecht, mit denen sie das Grab abgedeckt hat. Sie erzählt mir, dass sie jede Woche hierher gehe und je nach Jahreszeit das Grab neu bepflanze. Mal nehme sie Stiefmütterchen, ein anderes Mal im Jahr werden Begonien gepflanzt und rechtzeitig im Oktober decke sie das Grab ab und lege noch eines der Gestecke – sie nennt es »Winterkissen« – auf das Grab. Im Hintergrund, irgendwo zwischen den nächsten Büschen und Bäumen hören wir eine Blaskapelle spielen. Schwere und getragene Töne klingen zu uns herüber.»Richtig«, sagt Martina, »heute ist Totensontag, dann spielen sie immer beim Kriegerdenkmal.« Als Martina ihren Besuch

am Grab beendet, folgen wir der Richtung, aus der die Musik kommt. Als wir am Kriegerdenkmal ankommen, sehen wir eine Gruppe von Musikern, vor dem Denkmal liegt ein Kranz. Der Friedhof ist durchaus mit Besuchern gefüllt, doch wir sind die einzigen, die den Weg zum Kriegerdenkmal gewählt haben. Martina hört einen Moment der Musik zu, dann sagt sie: »Immer wieder wundert es mich, wie schwer getragen alles ist, was hier gespielt wird. Die Musik entspricht exakt der Novemberstimmung und natürlich auch dem Anlass. Das deprimiert mich jedes Mal, denn ich erkenne keine Hoffnung und keine Freude, geschweige denn Dankbarkeit.«

Martina sieht mich erstaunt an, als ich ihr von den früheren Gepflogenheiten des Totengedenkens erzähle. Friedhofsbesuche, Grab schmuck und vor allem die Totenspeise, also Essen, das eigens für die Toten zubereitet wurde und ihnen auf das Grab gestellt wurde, sind traditioneller Ausdruck des Totengedenkens. Die Totenspeise geht von der wirklichen Anwesenheit der Toten aus. Das jedoch glaubt heute niemand mehr. »Tote sind tot, was sollen sie mit dem Essen, das zieht doch nur Ratten an!«, wirft auch Martina sofort ein.

Wie sehr die Essensgabe oder Totenspeise an den Gedenktagen (traditionell am 2. November, an Allerseelen) vergessen ist, erzählt mir Ingrid: »Wenn ich auf den Friedhof gehe, um meinem verstorbenen Mann nahe zu sein, nehme ich immer einen Milchshake mit und stecke eine Zigarette an. Den Milchshake gieße ich dann über das Grab und die brennende Zigarette stecke ich in die Erde. Bevor ich das aber tue, sehe ich mich genau um, ob jemand in meiner Nähe ist. Ich glaube, die anderen Friedhofsbesucher würden denken, ich sei verrückt. Das will ich keinesfalls. Auch bevor ich ihm laut etwas sage, sehe ich mich um.« Ingrid lacht ein wenig verschmitzt, als sie das – fast verstoßen – gesteht.

Ingrid bestätigt mir mit ihrem Bericht, dass es heute unziemlich ist, Toten eine Existenz einzuräumen und damit entsprechend umzugehen. Friedhofsbesuche können aus purem Anstand heraus absolviert werden; auch der Grabschmuck kann reine Dekoration sein. Ich frage mich immer wieder, ob die Gräber dann nicht leer sein müssten, wenn ich nicht an die Existenz der Verstorbenen glaube und ich Steine und schwarze Erde betrachte wie eine öde Wand vor mir. Ich

frage mich auch, ob wir nicht ein Gegenüber benötigen, wenn wir eine lebendige Erinnerung halten wollen.

Das Erlebnis mit Martina und das, was Ingrid mir sagte, haben meine Suche nach der Erinnerung nur gefördert.

Auf meiner Suche finde ich einen Friedhof, auf dem die Toten ausgesprochen persönlich vorgestellt werden: Der Friedhof von Nebel auf Amrum mit Grabsteinen aus dem 17. und 18. Jahrhundert zeigt 90 Grabsteine der besonderen Art. Oben auf den Steinen sind Giebel, auf denen verschiedene Schiffe dargestellt sind. Darunter steht in erhabener Schrift neben den Geburts- und Sterbedaten ein ausführlicher Bericht über das Leben der dort Bestatteten. Es wird von Glück und Unglück und den Unwägbarkeiten und Sorgen berichtet, die die Toten in ihrem Leben erfahren haben. Beim Lesen dieser Geschichten ist es, als tauchten einzelne Menschen aus der Menge hervor und zeigten sich in ihrer Einzigartigkeit.

Auch die Marterl, die es besonders in Österreich und Bayern gibt, erinnern mich an mehr als die reinen Sterbedaten. Die Marterln sind eine andere Art von Straßenkreuz. Auf oftmals abgelegenen Wegen stehen Holztafeln, auf denen an einen Todesfall, meist einen Unfall, erinnert wird. Dazu ist ein Bild gestellt, und ein manchmal recht holperiger Text beschreibt, was passiert ist. Mir fällt dabei auf, dass – besonders in Bayern – an vielen Orten an eine geistige Dimension erinnert wird.

Der Friedhof auf Amrum und die Marterln in bayerischen Landstrichen bedeuten für mich ein sehr schönes Umgehen mit unseren Toten und beide widersprechen völlig den zunehmenden anonymen Bestattungen. Ingeheim male ich mir aus, was wohl eines Tages auf meinem Grabstein oder einer aufgestellten Tafel stehen könnte. Ich frage mich, ob wir Lebenden nicht viel mehr lernen würden und viel mehr Achtung vor dem »Leben der Toten« hätten, wenn wir nachvollziehen könnten, wer sie zu Lebzeiten wirklich waren oder was mit ihnen geschehen ist. Ich erinnere mich an die vielen Beerdigungen, auf denen ich in meinem Leben war, und an die Grabstätten, die ich in den Jahren danach immer wieder aufgesucht habe. Auf den Steinen oder Kreuzen steht – wie bei Martinas Vater – immer nur der Name, und die beiden Daten, die den Anfang und das Ende des

Lebens eines besonderen Menschen belegen. Ich denke manchmal, dass diese wenigen Daten keineswegs den einzigartigen Menschen gerecht werden, die ich erlebt habe.

Seit einigen Jahren stelle ich vielen Menschen immer die leicht provozierende Frage, ob jemand einmal auf einer »schönen« Beerdigung gewesen sei. Ich weiß sehr wohl, dass Bestattungen wichtige Ereignisse in einem Abschiedsprozess sind. Es ist allerdings selten, dass jemand berichtet, er sei auf einer »schönen« Beerdigung gewesen. In vielen Fällen sind die Bestattungsfeiern nach einem festen Schema aufgebaut, das dann für jeden Verstorbenen fast gleich und nur in leichten Variationen abgehalten wird. Das gilt auch für die dabei gehaltene Trauerrede. Welche Elemente für eine Beerdigung nötig sind, ist allgemein bekannt: eine Leiche im Sarg, Blumen, Orgelmusik, eine Rede, vielleicht noch ein Essen hinterher und eine Trauergemeinschaft sind die wichtigen Kennzeichen dieser Abschiedsfeier. Diese Elemente einer Bestattung kann heute jeder Mensch aus Fernsehfilmen kennen, ohne jemals auf einer Beerdigung gewesen zu sein.

René erzählte mir: »Ich habe viele Beerdigungen miterlebt, viele meiner Freunde sind in den 80er-Jahren an Aids gestorben, und ich saß letztlich auf diesen Feiern und habe nur noch die Blumengestecke und die Trauerkleidung verglichen. Und es gab Butterkuchen, immer nur Butterkuchen, dazu wurde Cognac oder Sherry getrunken. Um Gottes Willen! Wann immer ich Butterkuchen sehe, denke ich nur noch an Beerdigungen. Ich meine, dass es ein erschreckendes Beispiel für Routine an einer Feier ist, die sowohl Verstorbene als auch Trauernde gründlich missachtet und ihnen bei weitem nicht gerecht wird. Ein Trauerritual ist das nicht und es bietet den Trauernden auch keinen Trost. Ich will auf keinen Fall so bestattet werden.«

Ich kann Renés Kritik gut nachvollziehen. Ich frage seither, wie sich Menschen ihre eigene Beerdigung vorstellen. Margret sagt mir, sie wolle in jedem Fall, dass etwas »zum Lachen« dabei ist, und ich bin sehr erstaunt, wie viele Menschen sich das wünschen.

Carmen, ausgebildete »Clinic-Clownin«, gibt Vorstellungen in Kinderkliniken für die kranken Kinder, damit sie neben der Sorge auch ein wenig Freude haben können. Sie setzt amüsiert dazu: »Vielleicht

brauchen wir Clowns bei meiner Beerdigung, damit sie allen auch das Lachen herauskitzeln. Ich weiß genau, dass man Lachen nicht fordern kann. Aber locken darf man es. Das ist genauso, wie mit der Musik. Wenn die gespielt wird, werden auch Menschen weich, deren Tränen sonst versiegt sind. Das müsste auch mit dem Lachen möglich sein. Ich weiß genau, dass ich in meinem Leben eigentlich mehr gelacht als geweint habe.« Was Carmen sagt, widerspricht allem, was auf Beerdigungen möglich scheint.

Ich bin erstaunt, mit welcher Freude und mit welcher Fantasie viele Menschen auf die Frage nach der Gestaltung ihrer Beerdigungsfeier reagieren, falls sie sich einmal darauf eingelassen haben. Viele wünschen sich üppige oder zumindest sonderliche Essen zu ihrer eigenen Beerdigung. Oft frage ich im Laufe meiner Gespräche auch, ob die Betroffenen in ihrem Leben denn auch eine so schöne Feier gestaltet hätten. Es sieht so aus, dass die meisten Menschen die schönste Feier – mit sich selbst im Mittelpunkt – dann haben, wenn sie gestorben und als lebendiger Mensch schon gar nicht mehr anwesend sind. Seit dieser Zeit lege ich bei jeder Feier sehr viel mehr Wert darauf, sie entsprechend zu planen. Was im privaten Rahmen an Gestaltung noch möglich scheint, macht mich neugierig darauf, herauszufinden, wie sich Würdigung eines Menschen in der Öffentlichkeit zeigt.

Der Ort, an dem ich wohne, hat nur wenige Denkmale, die an verstorbene Menschen erinnern. Neben Kaiser Wilhelm und Bismarck ist noch Johann Adolf Hasse, ein Komponist, mit einem Denkmal gewürdigt. Ich finde in vielen Städten die großen Männer der Geschichte, die sich entweder durch politische Schachzüge und ihre machtvollen Positionen oder durch ihre Kunst einen Namen gemacht haben.

Ich spreche mit Elke über meine Beobachtung. Elke arbeitet in einer städtischen Museumsverwaltung und erzählt: »Der Tag des Deutschen Denkmals findet jedes Jahr am zweiten Sonntag im September statt. An diesem Tag sind in vielen Orten deutschlandweit Veranstaltungen und Führungen geplant. Diese gehen normalerweise zu erhaltenswerten Baudenkmalen unserer kulturellen Vergangenheit. Der Besuch einiger weniger Gräber aus früherer Zeit wird im Programm auch angeboten. ›Normale‹ Menschen, die früher einmal gelebt

haben, tauchen als Attraktion aber nicht auf – die Architektur unserer Bauten ist wichtiger als Menschen.« Elke engagiert sich seit vielen Jahren frauenpolitisch und zeigt mir dann lachend ein Foto. Auf diesem Foto steht sie in theatralischer, heroischer Pose auf einem Sockel mit der goldenen Inschrift »ICH« darunter. »Dieses Foto ist in Kassel entstanden«, sagt sie. »Das gleiche Denkmal gibt es auch in Frankfurt. Die Idee ist von Hans Traxler. Das ist das Ich-Denkmal. Auf einer kleinen Treppe an der Rückseite können Besucher hinaufsteigen, sich fotografieren lassen und somit selbst zum Denkmal werden. Diese Idee lässt jeden ganz normalen Menschen einmal zu einem Helden der Menschheitsgeschichte werden. Ich bin richtig begeistert davon. Die Idee von Hans Traxler gehört in den humoristischen Bereich, was mich erstaunt. Auf meinem Foto werde ich in meiner ganz persönlichen Einzigartigkeit achtungsvoll gewürdigt. Ich freue mich jedes Mal, wenn ich dieses Foto von mir als Denkmal in der Hand habe.« Ich bin amüsiert und erfreut, dass ich Ideen finde, die mit einem Augenzwinkern (auch weibliche!) Alltagshelden auszeichnen. Gleichzeitig frage ich mich, ob es nicht doch noch andere Plätze in der Öffentlichkeit gibt, an denen ganz »normaler« Menschen gedacht wird. Julia schärft meine Aufmerksamkeit für diese Plätze, die es tatsächlich gibt.

Julia war eben dabei, ihren Führerschein zu machen, als sie einen Frontalzusammenstoß mit zwei Toten auf der nächtlichen, regennassen Straße miterlebte. Ich sitze mit Julia und ihrer Mutter zusammen, als sie uns schildert, was an jenem Abend und danach geschah. Sie sagt: »Ich war erst dann wieder in der Lage, mich neben meinen Fahrlehrer zu setzen, als ich noch einmal zu der Stelle gefahren bin, an der der Unfall passiert ist, und dort Blumen und eine Kerze hingestellt habe. Vorher hätte ich beinahe Panikanfälle bekommen, wenn ich mit jemandem nur in der Nähe der Unfallstelle vorbeifuhr.« Julias Betroffenheit ist – ebenso wie ihre Lösung für ihre Angst – gut nachvollziehbar. »Jedes Mal, wenn ich jetzt an Straßen vorbeifahre, an denen die kleinen Kreuze – mit echten oder Plastikblumen geschmückt – stehen, halte ich einen kleinen Moment inne. Das mag sicher vielen Menschen ähnlich gehen wie mir. Ich weiß in diesen Momenten genau, dass hier einmal eine Katastrophe geschehen ist.